

1. Beilage zum „Wiesbadener General-Anzeiger“.

Nr. 237.

Dienstag, den 10. Oktober 1905.

20. Jahrgang.

LOKALES

Wiesbaden, 9. Oktober 1905.

Herbstnebel.

Mit den wallenden Herbstnebeln, die in den jehigen Oktobertagen so oft alles in ihre dichten Schleier hüllen, macht uns die Natur darauf aufmerksam, daß wir nunmehr rauhen, kalten Zeiten entgegengehen. Die weißen, gespenstisch wirkenden Gebilde, die besonders in den Früh- und Abendstunden sich fast bis zur Undurchsichtigkeit verdichten, sind als Gerölde des Winters von prophetischer Bedeutung, denn je öfter und je dichter sich die Herbstnebel zeigen, umso häufiger und umso stärkere Schneefälle haben wir in den kommenden Monaten zu gewärtigen. An Melancholie läßt das Bild eines nebligen Oktobertages nichts zu wünschen übrig und es ist daher nur zu begreiflich, daß die lyrischen Dichter sich oftmals dieses dankbaren Stoffes bemächtigt und ihn noch

allen Ranten hin gründlich bearbeitet haben. Aber auch der Romantiker, speziell der Balladendichter, kommt mit der Verwertung der phantastischen Nebelgestalten auf seine Rechnung, wie der Goethe'sche „Erlkönig“ deutlich darthut. Im Verkehrswesen vermag man den Herbstnebeln fereilich keine poetische Seite abzugewinnen und besonders unsere braven Eisenbahner hegen eine wohlberechtigte Abneigung dagegen, denn nur zu viele Unglücksfälle haben ihre Entstehung schon dem Umfande verdankt, daß Mutter Natur sich „benebelt“ zeigte. Die Ärzte wollen ebensowenig etwas vom Nebel wissen, denn die schädlichen Eigenschaften desselben sind längst erwiesen. So zeigt es sich denn auch hier wieder einmal, daß niemand zweien Herren dienen kann, und daß Dinge, die einerseits der Poesie gerade recht, auf der anderen Seite der Prosa durchaus nicht billig sind. D. L.

* **Fremdenverkehr.** Die Zahl der bis zum 8. Oktober angemeldeten Fremden betrug: 140 891 Personen. Der Zugang der letzten Woche belief sich auf 4286 Personen, wovon 2167 zu längerem und 2119 zu kürzerem Aufenthalt angemeldet sind.

* **Königliche Schauspiele.** Fräulein Annetta Balbo, die allbeliebte und hochverdiente Balletmeisterin des königlichen Theaters, wird am Dienstag, 17. Oktober, das seltene Fest einer 40jährigen Angehörigkeit zu dem gedachten Institut begehen können. Es wird an diesem Tage zu Ehren der Jubilantin ein Ballet zur Aufführung gelangen.

* **Arbeitsnachweis.** Bei den Vermittlungsstellen fanden im September in der Abteilung für Männliche 675 Arbeitsgesuche 470 Angeboten von Stellen gegenüber, von denen 332 besetzt wurden. In den Abteilungen für Weibliche lagen 614 Arbeitsgesuche vor; 1032 Stellen waren angemeldet und 390 wurden besetzt. Insgesamt waren im September d. J. 1289 (im September 1904 1316) Arbeitsgesuche und 1502 (1316) Angebote angemeldet und wurden 722 (707) Stellen besetzt.

Sicher und schmerzlos wirkt das seit 30 Jahren bewährte echte **Kablaner'sche Säuerungsmitel**. Fl. 60 Pfg. Nur echt mit der Firma **Kronen-Apotheke Berlin**. Depot in den meisten Apotheken und Drogerien. 756/98

Künstlerische Photographie. **Karl Schipper,** 31 Rheinstr. 31. Tel. 2703

Gardinen

englisch Tüll.
Bandstores.
Spachtel etc.

Große Auswahl. **J. HERTZ,** Billige Preise.
Langgasse 20.

NB. Vorjährige u. Einzelfenster sind im Preise bedeutend ermässigt.

9813

Geschäfts-Gröfßnung

der Möbel-Fabrik und Lager von **Gebr. Ernst.**
Faulbrunnenstraße 7.

Compl. Wohn-, Schlaf- und Speisezimmer, Betten, ein- und zweifür. Kleiderchränke, Spiegelschränke, Vertikons, Divans, Ottomanen, sowie alle in das Möbelfach einschlägigen Gegenstände. — Die Möbel werden meistens in der von uns eigens betriebenen Dampf-Schreinerei **Vockenhausen & Co.** angefertigt.

Gute solide Arbeit. Eigene Tapezierwerkstätte. 9891

Teilzahlungen gestattet.

Desgl. bringe meinen Anverkauf **Hellmündstraße 43** in empfehlende Erinnerung.

Beste Kaufgelegenheit für Brautleute, Wirte etc.

Preise streng reell und billigst.

Reiche Auswahl. Tadellose Qualitäten.

Für Herbst- u. Winterbedarf

empfehle ich meine eingegangenen

Neuheiten:

Damenkleiderstoffe,
Costüm-Stoffe,
Blusen-Stoffe, Flanelle u.
Baumwollflanelle,
Morgenrockstoffe,
waschechte Siamosen für
Hauskleider etc.

Sämtliche Stoffe für
Herren- und
Knaben-Bekleidung.
Verkaufsstelle
der sich allerwärts so vorzüglich
bewährten
Bleyle's Knaben-Anzüge.

= J. Stamm, =

Grosse Burgstrasse 7.

Tuch-, Mode-, Manufactur- und Ausstattungs-Artikel.

9191

Der Umzug nach
25 Marktstrasse 25
findet am 15. Oktober
statt.

Sämtliche Neuheiten
sind eingetroffen!

AVIS!

Bis zum Umzug

gewähre auf

Herbst- u. Winter-Neuheiten

10% Rabatt bei Baar-Zahlung.

Grosse Posten

zurückgesetzter Herbst- und Winter-Confection

Jackets, Paletots, Capes, Havelocks,
Costumes, Costume-Röcke, Blousen,
Abend-Mäntel, Pelze, Morgen-Röcke,
Kinder-Mäntel, -Jackets
und -Capes etc.

sollen zu enorm billigen Preisen geräumt werden!

Meyer-Schirg,

56 Langgasse 56,

„Ecke Kranzplatz“.

9600



Guch über die Gbe. mo zu viel
Kinderle. 1 1/2 M. Nach. Wo
flod. Frau. 1 1/2 M.
Girhanerlag Dr. 29. Hamburg. 1449
Hilfe gegen Blutkochen etc.
Auskunft sofort. 1747/302
Drogerie „Phönix“, Halle a/S.

Berühmte
Kartendeuterin,
sicheres Eintreffen jeder Angelegen-
heit. 102
Franz Neger Wwe.,
Hetteldstraße 7, 2.
(Gde. Poststraße).



Nr. 237:

Dienstag, den 10. Oktober 1905.

20. Jahrgang

Flüchtiges Glück.

Roman von Clarissa Lohde.

Nachdruck verboten.

I.

Heller Sonnenschein ruht auf der von den grünen Wassern des Chiemsees sanft umspülten Fraueninsel. Wohin das Auge schaut, Blütenpracht und Frühlingszauber. Jedes faßt der niederen Fischerhäuschen ist von wildem Wein umrankt, von blühenden Rosen und Jasmin umgeben. — Die uralten Linden auf der Höhe und vor dem schlichten Klosterwirthshaus stehen in vollster Blüte, das ganze liebliche Eiland ist wie von Duft umwoben.

Durch die Stille des Morgens klingt helles Glockengeläute, denn einer der größten Festtage bricht für Frauenchiemsee an. — Am Abend vorher ist der Erzbischof in das ehrwürdige alte Kloster eingezogen, um heute in den Morgenstunden einige neue Himmelsbräute dem Dienste des Herrn zu weihen. Ehrenforten von Tannengrün erheben sich längs des Weges, der vom Klostertor an dem Wirthshaus vorüber zwischen den halb verfallenen Gräbern des kleinen Friedhofs zur Kirche führt.

Von der Höhe erschallen Völlerchüsse. — Die unter den schattigen Linden des Wirthshauses versammelten Fremden, welche die seltene Feier herbeigelockt hat, treten ehrerbietig zur Seite, um den soeben aus dem Klosterhof kommenden Festzug vorüberzulassen.

Unter purpurnem, goldbesäumtem Baldachin, von Chorknaben umgeben, schreitet der Erzbischof, das fein gezeichnete Antlitz von marmorner Ruhe, mit der Rechten den zur Seite des Weges Niederknieenden den Segen erteilend. Ihm folgen einige Priester in festlichem Ornat, dann zwei in Weiß gekleidete, mit Kranz und Schleier bräutlich geschmückte Frauengestalten. Schimmernde Seide fließt von ihren jugendlich schlanken Gliedern hernieder, — kleine Mädchen in flatternden weißen Gewändern, das blonde Gelock mit Rosenfränzlein geschmückt, tragen die lang herabwallende Schleppe. Die Augen zum Himmel gehoben, die Hände wie zu stummem Gebete gefaltet, so wandeln sie dahin. Noch steht ihnen ein Probejahr bevor, ehe sie für immer in die Klostergemeinschaft aufgenommen werden können. — Anders die im Nonnengewande und weißem Schleiertuch hinter ihnen schreitenden Novizen. Diese haben das Probejahr bereits hinter sich und wollen heute den bindenden Schwur leisten, der sie für immer hinter die Mauern des Klosters bannt; denn in Frauenchiemsee herrscht strenge Klausur, und keine der Klosterfrauen, die das Gelübde abgelegt haben, darf je wieder die Umfriedigung des Klosters verlassen und in die Freiheit, zum Verlehn mit Menschen zurückkehren. — Unter der weißen Binde über der Stirn schauen sie so still und marmorn hervor wie der Erzbischof selber. — Sie haben überwunden. — Die grüne, Welt um sie her, die sie heute zum letztenmal außerhalb der Klostermauern sehen, entlockt ihnen kaum noch einen Blick.

Junge Schölerinnen des Klosters, etwa fünfzig an der Zahl, beschließen den Zug: Mädchen von zwölf bis sechzehn Jahren, die von Bewohnern der Umgegend den Nonnen zur Erziehung anvertraut sind. Sie gehen paarweise, alle weiß gekleidet, mit herzförmig über der Brust befestigten blauen Bändern. Im

Haar, das in einen Zopf geflochten über den Nacken herabfällt, tragen sie weiße Rosenkränze, in der Rechten je einen Lilienstengel mit drei voll entfaltenen Blüten. Ein Augen und Sinne fesselndes Bild, dessen eigenartiger Reiz manchen Maler schon zu künstlerischer Gestaltung gebrängt hat.

Die von den frommen Händen reich mit Blumen geschmückte Kirche ist dicht gefüllt. Der letzte Glockenton vom nahen Turm verhallt, die Responsorien beginnen.

Eine jugendlich helle Sopranstimme ertönt vom Chöre her. Unwillkürlich richtet sich das Auge empor, die Sängerin zu suchen, aber eine hohe Holzwand wehrt jeden profanen Blick ab. Nur noch hören darf die Welt, nie mehr sehen die Geweihten.

In feierlich ernster Rede ermahnt der Erzbischof die Heiden, tief gesenkten Hauptes vor dem Altar knieenden Himmelsbräute noch einmal, ehe sie ihr Gelübde ablegen, sich zu prüfen, ob ihre Liebe zum Heiland auch groß genug sei, um seinem Dienste die Freuden der Welt zu opfern, ihm allein das Leben zu weihen, jeden eigenen Willen aufzugeben und den Obern und der heiligen Kirche unbedingten Gehorsam zu geloben.

Ein lautes, begeistertes: Ja! ist die Antwort auf diese Frage. Der Erzbischof winkt mit der Hand, und sogleich treten die erwählten Kranzjungfern heran, den dem Heiland Verlobten den letzten weltlichen Dienst zu leisten, ihnen Kranz und Schleier vom Haupte zu lösen.

Wie ein leises Rauschen geht es durch die Kirche. Jeder richtet sich ein wenig höher auf, schaut aufmerksamer hin, und während alles Mitgefühl sich den Neugeweihten zuwendet, freut sich das Auge doch des lieblichen Bildes, das sich dort vor dem Altar entfaltet. — Besonders eine der jungen Kranzjungfern erregt allgemeine Aufmerksamkeit. Mehr Kind noch als Jungfrau erinnert sie in ihrem holden Liebreiz mit den großen feuchtschimmernden Augen, dem feinen klassischen Profil, der Fülle goldbraunen Haars, das ein Rosenfränzlein ziert, in ihrem weißen, leicht an die zarten Glieder sich ansmiegender Gewande, an jene lichten Engelsgestalten, wie sie die großen Meister des cinque cento so ergreifend auf die Leinwand zu zaubern wußten.

„Wer ist sie?“ geht es flüsternd von Mund zu Mund. Einige Eingeweihte geben die Antwort:

„Eine ehemalige Klosterschülerin, des Münchener Malers Professor Reinsfelds Kind, der jeden Sommer hier auf der Insel seinen Studien nachgeht.“

Dem Erzbischof ist die Schere gereicht worden. Mit sicherer Hand durchschneidet er das von der Kranzjungfer leicht zusammengefaßte Haar der Novize, und breitet das weiße Schleiertuch über das feines köstlichen Schmuckes beraubte Haupt.

Wieder geht es wie ein heimliches Rauschen und Rausen durch die Kirche, hier und da wird ein Schluchzen laut. Eine Anzahl sehr erregbarer Personen eilt zum Ausgang.

„Kommt, Cilly,“ wendet sich auch Professor Reinsfeld zu der in einem entfernten Kirchenstuhle neben ihm sitzenden ältesten

Tochter. „Mir ist ganz heiß geworden, die Luft draußen wird uns gut tun.“

Das junge Mädchen gehorcht nur zögernd. Ihr Auge haftet noch immer voll geheimer Sorge auf dem Vorgang vor dem Altare, wo ihre junge Schwester eben mit geisterbleichem Gesicht neben der neugeweihten Novize zum Raum hinter dem Altar schreitet. Dort soll die Einkleidung zur Nonne erfolgen, bei der sie hilfreiche Hand zu leisten hat.

Mühsam müßte sich Vater und Tochter ihren Weg durch die dichtgedrängte Menge bis zur Kirchentür bahnen. Endlich treten sie hoch aufatmend ins Freie. Auf den stillen Friedhof vor der Kirche strahlt eine helle Sonne vom lachend blauen Himmel hernieder. Vogelgesang erschallt aus den Büschen, einige Kinder, Buben und Mädchen mit runden roten Wädhchen und nackten Füßen spielen im Grase.

„Sieh, Cilly,“ ruft der Professor, mit der Hand lächelnd auf die Kleinen deutend, „so etwas wirkt wie ein erfrischendes Bad, wenn man aus dem Dunst da drinnen herauskommt.“

Er ist ein hochgewachsener Mann mit offenen kräftigen Zügen. Eine gewisse freie Ungeniertheit in seinen Bewegungen läßt in ihm sogleich den Künstler erkennen. Auch in seinen Augen deutet ein eigentümlich vertiefter Ausdruck auf die Beschäftigung mit der Natur, ein Versenken in dieselbe, wie es nur Künstlern eigen ist. Seine Tochter sieht ihm ähnlich, ist im Verhältnis ebenso hoch gewachsen wie er, und hat dieselben für ein Mädchen fast zu kräftigen Züge. Neben der schönen Schwester wäre sie kaum hübsch zu nennen. Aber auch sie hat den vertieften Ausdruck in den Augen, der dem Gesicht des Vaters etwas so anziehendes verleiht. Ist sie doch seine Schülerin, und eine hochbegabte, die sich bereits einen Namen in der Kunstwelt zu machen beginnt. Dazu hat sie auffallend schönes, asch-blondes Haar und eine frische blühende Hautfarbe.

„Ich hatte recht Sorge um unsere Kathi,“ bemerkte sie. „Sahst Du nicht, Papa, wie bleich sie wurde, als der Freundin Haar fiel? Man hätte es ihr doch nicht erlauben sollen, heute den Kranzjungferndienst in der Kirche zu übernehmen.“

„Auch ich habe schon dasselbe gedacht,“ nickte der Professor, „aber die Priorin hat so darum, und Kathi wünschte es so sehr.“

„Und unser guter Papa kann seinem Liebling nun einmal nichts abschlagen,“ warf Cilly lächelnd ein.

„Und Du, Cilly — kannst Du es etwa?“ lachte der Professor nun auch. „Gesteh mir, wir verziehen sie beide.“

„Leider, lieber Papa — und nicht zu ihrem Heile, denn von Tag zu Tag wird es mir schwerer, ihr das phantastische Köpfchen zurechtzuheben und sie aus der Welt der Träume, in die sie sich so gern verliert, zur Wirklichkeit zurückzuführen. Vielleicht ist die Klostererziehung gerade für ihre Eigenart nicht günstig gewesen.“

„Ja, ja, Du magst recht haben,“ stimmte der Professor zu, „aber gesteh, daß sie trotzdem reizend ist, eben gerade so, wie sie ist, — unser Sonnenschein. — Und dann, was sollte ich tun, als Eure gute Mutter uns zu früh für Euch und mich genommen wurde? Du warst wohl groß und alt genug, um mir im Hause die Verlorene ersetzen zu können, doch nicht, um die Erziehung Deiner jüngeren Schwester zu übernehmen. Auch weißt Du, wie gut sie hier bei den Nonnen aufgehoben war.“

„Gewiß, Papa, gewiß — und es sei ferne von mir, einen Tadel gegen das Kloster auszusprechen. Nur für unsere Kathi wäre ein kräftigeres Anfaßen besser gewesen. Doch daran ist nun einmal nichts mehr zu ändern, und wir können nur danach trachten, das Versäumte nachzuholen, sie ein wenig mehr für den Kampf des Lebens vorzubereiten, wie es heute auch für uns Frauen so notwendig ist.“

„Deine Sache, liebes Kind, Deine Sache,“ rief der Professor, und faßte das große Mädchen zärtlich unter das Kinn.

„Du, meine verständige, kluge, tapfere Cilly bist ja ein vorzügliches Vorbild für die zarte, schmiegsame und biegsame Schwester. Ich bin überzeugt, es gelingt Dir sehr bald, die kleinen Auswüchse an unserem Liebling in sanfter Weise abzuschneiden.“

„Wenn Du mir hilfst, Papa!“

Er schüttelte abwehrend den Kopf.

„Nein, nein, das verlange nicht von mir, — ich gegen unsere Kathi den strengen Vater herauskehren? Du weißt, das ist mir unmöglich — dazu ist sie zu hold und lieblich, und ich zu sehr Künstler, um in mein schönes Kind nicht selbst etwas verliebt zu sein. Außerdem gehört dazu eine weibliche Hand. Und nun genug davon. Ich möchte noch gern ein wenig an die Arbeit gehen. Nicht wahr, Du wartest hier auf Kathi, und bringst uns die Kleine gesund heim?“

Damit eilte er auch schon davon, der Zurückbleibenden freundlich zunicke.

Mit einem tiefen Seufzer blickte Cilly ihm nach. Dann wandelte sie nachdenklich zwischen den Gräbern auf und ab,

während aus der Kirche aufs neue Gesang zu ihr herüberklingte — dieselbe helle Sopranstimme, die in der Ferne noch überirdischer Klang, wie zuvor im Naume des Gotteshauses selbst.

Ihr Auge glitt gedankenverloren über die Grabdenkmäler und Inschriften auf dem kleinen Gottesacker. Kannte sie doch alle Namen der Gestorbenen auswendig, o oft hatte sie sie gelesen. Seit Jahren, auch als die geliebte eht verklärte Mutter noch lebte, hatte sie jeden Frühling und zuweilen auch einige Wochen im Herbst in dem am äußersten Ende der Insel zwischen Ellern und Linden versteckt liegenden Häuschen, das Eigentum des Vaters war, zugebracht, und während der Zeit, da die Schwester Pensionärin des Klosters gewesen, hatte sich ihr sommerlicher Aufenthalt auf der Insel noch verlängert. Denn der Vater liebte seine Jüngste über alles, ja mehr als sie selber, das wußte und fühlte Cilly klar, ohne auch nur eine Spur von Reiz darüber zu empfinden. Erkannte sie doch willig die Vorzüge an, die Kathi von der Natur vorausgegeben waren. Ein so schönes Kind war sie gewesen, und jetzt noch schöner erblüht, aber eben deshalb auch ein Kind der Sorge. — Schmiegsam und biegsam, wie der Vater vorhin gesagt, das war sie, und bezaubernd in ihrer zarten Weichheit, — aber auch eigenwillig dabei und vom Vater über die Gebühr verzogen, der es nicht ahnte, wie er durch seine allzu zärtliche Nachgiebigkeit gegen alle ihre Launen und oft recht kindischen Einfälle schnurstracks den Bemühungen der älteren Schwester, sie mehr dem praktischen Leben zu gewinnen, entgegenarbeitete. Cilly jedoch liebte und verehrte den Vater viel zu sehr, um ihm mit der vollen Offenheit, die notwendig gewesen wäre, entgegenzutreten. So mußte sie sich denn im stillen ausgleichend, was die allzu große Liebe des Vaters verfehlte, ob mit Erfolg, das wagte sie sich selbst nicht zu beantworten.

Es dauerte noch eine geraume Zeit, ehe die Zeremonie beendet war und die Kirche sich zu entleeren begann. Kathi stand noch an der Pforte, durch die die Geweihten eben ins Kloster traten, um nie wieder die Schwelle zur Mädcherei die Freiheit zu überschreiten. Sobald sie Cilly erblickte, slog sie sogleich, noch heftig erregt von allem Erlebten, ihr entgegen, und preßte ihr tränenüberflutetes Antlitz an deren Schulter.

„Nachmittags um drei Uhr dürfen wir sie noch einmal im Empfangssaale am Gitter sprechen“, flüsterte sie. „Schwester Agnes heißt sie jetzt. Eben hat sie ihren Klosteramen erhalten.“

„Komm nur fort von hier. Die Luft ist so von Weihrauch erfüllt, daß man kaum atmen kann“, mahnte Cilly, und eilte, ihren Arm um die zarte Gestalt der noch immer schluchzenden Schwester schlingend, mit ihr hinaus ins Freie. „Eigentlich solltest Du doch an solche Eindrücke schon gewöhnt sein und Dich nicht so sehr dadurch aufregen lassen, da Du ja schon als Kloster-schülerin der Einweihung von Nonnen beigewohnt hast.“

„Ach damals“, widersprach Kathi, „da war ich noch ein Kind, und sah das wie ein schönes Schauspiel an. Aber jetzt, als ich so dabei stand, und selbst das Haar hielt, das der Erzbischof durchschneidet, da begriff ich erst, wie traurig es ist, so jung noch, der Welt zu entsagen, sich für immer in die Mauern des Klosters einzuschließen!“

„Gewiß ist es traurig“, stimmte Cilly zu, „und ich begreife es nicht, wie Hildegard es tun konnte. Aber sie hat viel Trübes im Leben durchzumachen gehabt, wurde früh Witwe, und mußte auch sonst noch manche Enttäuschung erfahren. — Ich freilich hätte in anderer Weise mich aufzurichten versucht. Immerhin war es ihr freier Wille — es ist also kein Grund vorhanden, darüber zu weinen und zu klagen.“

„Und doch kann ich nicht anders, Cilly“, fuhr Kathi noch nicht beruhigt fort. „Ist es nicht, als wäre sie lebendig begraben? — Nie mehr von dieser Insel fort, nicht einmal aus den Mauern des Klosters — ist das nicht schrecklich?“

„Weil Du selbstverständlich das Leben und seine Freuden liebst, mein Schwesterlein“, lächelte Cilly nun, „und von der Zukunft das herrlichste und schönste erwartest, kommt Dir das das jetzt so schrecklich vor.“

Die Schwestern waren bis zu einer der Bänke gelangt, die unter den Linden auf der Höhe stehen, und stets von einem kühlen Luftzug umweht sind.

„So, Liebling, hier setze Dich ein wenig hin und erhole Dich“, fuhr Cilly fort, und strich zärtlich über der Schwester Haar.

Kathi atmete tief auf. Wie ein lichter Glanz slog es über ihr liebrendes Gesicht.

„Ach, das Leben ist doch so schön“, rief sie nun schon wieder lächelnd, „und ich möchte so recht, recht glücklich werden, — ist das etwa Sünde, Cilly?“

„Wie sollte es? — Es kommt ganz darauf an, was Du unter Glück verstehst.“

(Fortsetzung folgt.)

Denkspruch.

Wir würden uns oft unserer schönsten Handlungen schämen
wenn die Welt alle unsere Beweggründe sehen könnte.
La Rochefoucauld.

■

Unverkäuflich.

Eine Ausstellungsgeschichte von Johannes Bunne
(Nachdruck verboten.)

Mein Freund Christian Benzinger gehörte noch nicht zu den „Berühmten“, und er hatte keinerlei intimere Beziehungen zu irgend einem Mitgliede der Hänge-Kommission, — was war darum natürlicher, als daß sein Gemälde in einem jener abgelegenen Seitenlabinette platziert worden war, wohin sich selten eines Menschen Fuß verirrt. Es hatte die denkbar schlechteste Beleuchtung und hing zwischen einigen grellbunten Pinselseien, die es einfach „tot“ machten. Ob mein Freund sich dies Mißgeschick sonderlich zu Herzen genommen habe, wußte ich nicht, denn ich hatte ihn seit zwei Jahren nicht mehr gesehen, und nur ein Zufall war es gewesen, der mich gleich am Eröffnungstage hierher vor sein Bild geführt hatte, als ich mich aus einem Schwarm banausischer Schwäger in den stillen Winkel hatte flüchten wollen. Mit aufrichtigem Entzücken war ich vor dem kleinen, fein gestimmten Kunstwerk stehen geblieben, das einen melancholischen, verwahrlosten Kirchhofswinkel, unter schwarzem, grauem Regenhimmel darstellte, und es hatte mich ehrlich gefreut, als ich im Katalog unter Nummer 789 meinen treuherzigen blonden Kneipgenossen Christian Benzinger als den Maler des Bildes „Vergessene Gräber“ verzeichnet gefunden hatte. Nur das stolze Wörtchen „Unverkäuflich“, das dahinter eingeklammert war, hatte mir ein leises Kopfschütteln abgenötigt. So viel ich mich erinnerte, war er früher durchaus nicht abgeneigt gewesen, die Werke seines Pinsels gegen schönen Mamon einzutauschen, und ich hatte nicht vernommen, daß er sich inzwischen durch eine Erbschaft oder einen genialen Lotteriegewinn aus der unwürdigen Abhängigkeit von dem Wankelmuth des Bildes tausenden Publikums befreit hätte.

„Nun, vielleicht hat er eine reiche Heirat gemacht,“ dachte ich schließend. Und wahrscheinlich würde ich den guten Jungen dann wieder auf einige Jahre vergessen haben, wenn nicht sein melancholisches Gemälde berufen gewesen wäre, eine gar bedeutsame Rolle in meinem eigenen Leben zu spielen — nicht um seines Kunstwertes, oder seines Gegenstandes, sondern einzig um seines schlechten Plages willen. Denn während der kurzen vier Wochen, die seit der Eröffnung der Ausstellung vergangen waren, hatte sich an den „verگessenen Gräbern“ in dem abgelegenen Seitenlabinett ein vollständiger Roman abgespielt, ein Herzensroman mit der ganzen herkömmlichen Stufenleiter der Empfindungen vom himmelhohen Jauchzen bis zur tiefsten Betrübniß. Und nur war er zu Ende — unvordruslich, für immer zu Ende! Und nie zuvor hatte die schwermütige Stimmung des Bildes so mächtig auf mich eingewirkt als heute, da ich noch einmal gekommen war, um in selbstquälerischer Grausamkeit alle die schmerzlichen süßen Erinnerungen herauszubeschwören, die sich für mich nun immerdar mit diesem einsamen Winkel des großen Glaspalastes verknüpfen würden. Es war alles aus — es mußte aus sein; mit tränenerstickter Stimme und zuckenden Lippen hatte sie selbst es mir gesagt, als sie vor sechs Tagen zum letztenmal beim Stellbischein vor den „verگessenen Gräbern“ erschienen war. Ihr Vater hatte unser Geheimniß entdeckt, und mit aller Entschiedenheit hatte er erklärt, daß er nie seine Einwilligung geben werde — nie, nie und nie! Nicht gerade, weil meine Person ihm über die Maßen zuwider gewesen wäre — o nein, er hatte sogar die grausame Freundlichkeit gehabt, mich für einen ganz anständigen und tüchtigen Menschen zu erklären — sondern einzig, weil ich ein armer Teufel war mit schmalen Einkommen und ziemlich ungewissen Zukunftsaussichten, und weil nach seiner unumstößlichen Ueberzeugung eine solche materielle Grundlage das erste Erforderniß war für eine glückliche Ehe. Er selbst war ein sehr wohlhabender, ja, wie die Leute sagten, ein reicher Mann; aber er war auch ein Mann von Grundsätzen, und einer von diesen lautete: Mein Schwiegersohn erhält keinen Pfennig baren Geldes, so lange ich lebe, denn ich will mein Kind vor dem Schicksal bewahren, einem gewissenlosen Mitgiftjäger anheim zu fallen. Und auf Grund dieses gewiß sehr ehrenwerten Prinzips mußte ich ihm wohl als ein ganz unmög-

licher Greter erschienen sein, da er sich in holden Töchterchen trotz aller Tränen und Bitten jede, auch die allerfeinsten Hoffnung auf seine bereinstige Zustimmung unbarmherzig abgeschnitten hatte. Eise hatte mir versichert, daß ihr das Herz darüber brechen würde; aber sie war doch ein zu wohlgezogenes junges Mädchen, um sich nicht zu fügen, und vor dem Bilde meines Freundes Benzinger hatten wir uns vor sechs Tagen voll verzweifelter Weh auf ewig Lebwohl gesagt — jedes von uns mit der unaussprechlichen Gewißheit, daß es den Beginn der nächsten Ausstellung nicht mehr erleben werde. In jener Stunde hatte ich mir geschworen, den Schauplatz meines, ach so kurzen Glückes nie mehr zu betreten, und nun hatte es mich doch mit unwiderstehlicher Gewalt wieder hierhergezogen. Mutlos, traurig, nichts als schwarze Todesgedanken im Herzen, stand ich vor dem kleinen, schwermütigen Bilde, während da oben ein ergiebiger Regen auf das junge Laubwerk des Pflanzens niedertraufte und dem von der Hänge-Kommission so fleißig mütterlich behandelten Gemälde auch das letzte kümmerliche Restchen von verklärendem Tageslicht entzog.

Wie lange noch, und auch ich würde in so einem vergessenen Grabe an der Kirchhofsmauer —

„Na, Ihnen scheint diese grau-grüne Sauce ja auch ganz ausnehmend zu gefallen. Weiß der Himmel, was für einen verrückten Geschmack die jungen Leute von heutzutage haben!“

Es war eine jovial klingende, tiefe Stimme, die mit solcher Aneide die Ketten meiner düsteren Gedanken entzwei-gerissen hatte, und wie unter einem Faustschlage war ich zusammengefahren. Denn der kleine behäbige Herr mit dem gutmütigen Doppeltinn, dem rosig überhauchten Antlitz und der etwas verfrähten weißen Weste war ja kein anderer als der Zerstörer meines Liebesglücks, Eises hartherziger Vater. Auf den Einsturz des Himmels wäre ich eher gefaßt gewesen, als darauf, ihm in einer Kunstausstellung zu begegnen, und ein so wilber Sturm widerstreitender Empfindungen erhob sich bei seinem unerwarteten Anblick in meinem Herzen, daß ich nur ein paar törichte, nichtsagende Worte als Erwiderung zu stammeln vermochte.

Aber er schien meine Verwirrung gar nicht zu bemerken und benahm sich überhaupt, wie wenn zwischen ihm und mir nicht das Geringste geschehen wäre. Kopfschüttelnd betrachtete er Christian Benzingers Gemälde, um dann in einem ärgerlichen Ton, den ich unter Umständen gewiß sehr drollig gefunden haben würde, loszupoltern:

„Ich finde das Ding einfach scheußlich — nicht geschenkt möchte ich's haben. Und nun muß man sich von so einem verdrehten Maler sagen lassen, daß es nicht für alles Geld der Welt zu kaufen sei. Der Kerl sollte doch wahrhaftig Gott danken, wenn sich einer findet, der ihm seinen Schinken für einen honetten Preis abnehmen will.“

Ich wußte nicht, ob ich meinen Ohren trauen dürfte. „Wie, Herr Hoffmeyer — Sie hätten die Absicht gehabt, dieses Bild zu erwerben?“

„Eine verrückte Idee — nicht wahr? Aber es ist das einzige, was meine Eise sich zu ihrem Geburtstag wünscht, und wenn es ihr Freude macht, mir kann's ja schließlich egal sein. Wahrscheinlich hat ihr irgend so ein neumodischer Schönggeist eingegeben, daß es was ganz Extrafeines wäre.“

Es kostete mich nicht geringe Mühe, meine tiefe Bewegung zu verbergen. Das liebe, edle, herrliche Mädchen! Ach ich verstand nur zu wohl, warum sie sich nichts wünschte, als dies Bild. Es war ja der stumme Zeuge unserer kurzen Seligkeit gewesen, und kein feuriger Schwur hätte so berechtigt für die unerschütterliche Treue ihres goldenen Herzens zeugen können als dieser Geburtstagswunsch, von dem mich nun durch eine wunderbare Zufallsfügung ihr Vater selbst unterrichten mußte.

Ich hörte in meiner Aufregung nur mit halbem Ohr, was mir der kleine Herr Hoffmeyer weiter erzählte. Als ihm im Bureau der Ausstellung mitgeteilt worden war, daß das Bild unverkäuflich sei, hatte er ohne viele Umstände an den Maler geschrieben, der in Rudow, einem Dörfchen fünf oder sechs Meilen von der Hauptstadt lebte. Und gestern hatte er seine Antwort erhalten. In der lakonischen Weise, die ihm von jeher eigentümlich gewesen war, hatte Christian Benzinger geschrieben, das Gemälde sei nicht für alles Geld der Welt zu haben, ja — wie er in grandioser Steigerung hinzufügte — nicht einmal für dreitausend Mark. Und im übrigen habe er zum Brieffschreiben keine Zeit.

„Jetzt aber will ich es haben — jetzt gerade!“ erklärte der Mörder meiner Hoffnungen mit dem ganzen Eigensinn eines an seiner empfindlichsten Stelle verwundeten Men-

sagen. „Dieser Farbenflecker wird doch wohl nicht allen Verstand verloren haben, und auf ein paar hundert Mark mehr oder weniger kommt es mir nicht an. Aber wenn das Geschäft erst abgeschlossen ist, dann — ja dann werde ich ihm meine Meinung über sein Bild gründlich sagen. Bloß zu dem Zweck wollte ich mir's heute noch 'mal genau ansehen. Na, und nun habe ich genug davon. Guten Morgen!“

Für einen Augenblick hatte ich wohl daran gedacht, ihm von meiner Liebe zu Elise zu sprechen und ihm zu sagen, daß er im Begriff sei, das himmlische Wesen zu ermorden; dann aber hatte mir doch ein Gefühl männlichen Stolzes die Lippen versiegelt, und ich ließ ihn gehen. Ein anderer Gedanke jedoch regte sich nun in meiner Seele und wurde rasch zum festen Entschluß. Ich kannte meinen Freund Christian Benzinger hinlänglich, um zu wissen, daß ein paar Hunderthausende ihn nicht anderen Sinnes machen würden, nachdem er einmal mit solcher Entschiedenheit „Nein“ gesagt hatte. Aber ich hatte ihn mir vor Jahren durch manche kleine Gefälligkeit verpflichtet, und er war keiner von den Undankbaren, die dergleichen vergessen. Wenn ich ihn darum bat, würde er sich vielleicht bereit finden lassen, das Bild herzugeben, das für zwei unglückliche Menschenkinder eine so eigene, gleichsam symbolische Bedeutung gewonnen hatte. Und ich wollte meine Zeit nicht verlieren. Morgen schon wollte ich nach Rudow fahren, ehe der kleine Herr Hoffmeyer durch ein zweites taktloses Anerbieten möglicherweise alles verdaß. Es war gewissermaßen der letzte Liebesbeweis, den ich meiner angebeteten Elise geben konnte, und diese Vorstellung spornte mich an, unverzüglich meine kleinen Reisevorbereitungen treffen.

Schon vor Sonnenaufgang fuhr ich aus unruhigem Schlummer empor; denn der erste Zug nach Grauensee, der zunächst bei Rudow gelegenen Eisenbahnstation, geht bereits um sechs Uhr morgens. Und ich wußte, daß ich von da aus noch beinahe zwei Stunden zu marschieren haben würde.

(Schluß folgt.)



Ueber Edisons Lebensweise hat er sich selbst einem Unterlewer gegenüber einmal so geäußert: „Sehr viele gute Freunde haben mich gewarnt, ich würde durch meine Methoden zu leben und zu arbeiten die Kraft meines Körpers vergeuden und kein langes Leben haben. Sie haben mir oft geraten, einen Arzt zu befragen, aber ich bin lieber mein eigener Arzt, und hoffe, wenigstens 90 Jahre alt zu werden. Mein Vater unternahm eine Reise nach Europa, als er 84 Jahre alt war. Mit seinem Reisegefährten, einem anderen „jungen Mann“ von 65 Jahren, ging er zu Fuß von Paris nach Versailles und wieder zurück. Mein Großvater wurde 103 Jahre alt, obgleich er wie ich sein ganzes Leben lang ein starker Raucher war. Ich rauche täglich 10 bis 20 starke Zigarren und habe nie irgend welche Zeichen von Nervosität gefühlt. (Das dürfte ihm nicht jeder nachmachen und kann sich leicht in späteren Jahren noch einmal rächen. Die Schrift.) Wenn ich jemals finden sollte, daß das Rauchen mir schädlich ist, würde ich sofort damit aufhören. Ich bin jedoch jetzt in meinen Lebensgewohnheiten viel regelmäßiger als zur Zeit, wo der Phonograph, das elektrische Licht und andere große Erfindungen alle meine Zeit und Gedanken in Anspruch nahmen, und das kleine Feldbett im Laboratorium wird längst nicht so viel wie damals gebraucht. Mehr wie 6½ Stunden schlafe ich nachts selten. Mein einfaches Frühstück besteht nur aus wenigen Scheiben Toast mit einem Ei oder etwas Speck; dann trinke ich Tee oder Kaffee. Um 9 Uhr bin ich im Laboratorium, wo ich bis 6 Uhr abends bleibe, und die Zeit wird nur durch eine kurze Abwesenheit zum zweiten Frühstück unterbrochen. Einen Ueberrock trage ich niemals. Es ist ein lästiges Kleidungsstück, das dazu noch die Freiheit der Bewegung hemmt. Außerdem schließt es nicht eng genug an, um die Kälte völlig abzuhalten. Sie sieht sich zwischen die kalten und Ärmel. Statt dessen trage ich doppeltes Unterzeug, das fest anschlief, und bei sehr starker Kälte trage ich dreifaches Unterzeug. Ich bin nicht völlig Abstinenzler, genieße aber sehr wenig Alkohol. Als ich in Frankreich weilte, sagte man mir, ich müsse Wein trinken, um mich gegen Fieber zu schützen. Ich befolgte den Rat, aber nach einiger Zeit zitterten mir die Hände und ich gab das Weintrinken auf; wahrscheinlich drohen sie nur mit dem Fieber, um mich zum Weintrinken zu verleiten. Wasser, Tee und Kaffee sind für mich die besten Getränke.“



Die Geschmacksempfindlichkeit bei Mann und Weib.

Die Pariser Akademie der Wissenschaft hat sich mit einer merkwürdigen Frage beschäftigt, zu deren Entscheidung sich der Physiologe Vasside nach gründlichen Forschungen für berechtigt hält. Er hat zu diesem Zweck einen von ihm erfundenen Apparat benutzt, der den klangvollen Namen Gustäthymeter oder zu deutsch Geschmacksempfindlichkeitmesser führt, um die Feinheit des Geschmacks in ihren Unterschieden bei Mann und Weib festzustellen. Das von dem Forscher eingeschlagene Verfahren bestand in der Benutzung wässriger Lösungen von Stoffen mit bestimmtem Geschmack. So wurde die Empfindlichkeit gegen die vier Hauptgruppen des Geschmacks ermittelt, nämlich für das Salzige, Süße, Bittere und Saure. Es hat sich aus den Versuchen von Dr. Vasside ergeben, daß der Mann eine größere Empfindlichkeit für das Salzige hat, als die Frau. Die Ueberlegenheit des Mannes bleibt, wenn auch in geringerem Grade, bestehen für das Bittere. Gegenüber dem Sauren und Süßen dagegen ist die Empfindlichkeit bei beiden Geschlechtern fast gleich. Obgleich somit der Mann im allgemeinen einen feineren Geschmack zu besitzen scheint, ist die Frau andererseits überlegen in der Erkennung der Geschmacksgerüche. Das Verhältnis wird so ausgedrückt, daß der Mann von zehn Geschmacksgerüchen im Durchschnitt 6,42 erkennt, die Frau dagegen 7,46. Dieser Vorzug der Frau, wenn man von einem solchen in dieser Hinsicht sprechen darf, ist ohne Zweifel darauf zurückzuführen, daß die Frauen in ihrer Tätigkeit im Haushalt und in ihren Toilettenangelegenheiten den Gerüchen der Speisen und sonstiger Gegenstände größere Aufmerksamkeit zuwenden. Wenn Dr. Vasside mit den letzten Worten sagen will, daß die Frauen eher ihre Nase in alles stecken, als daß sie für den Geschmack der Gegenstände in ihrer Umgebung Sinn haben, so dürfte er namentlich in Paris nicht lange zu den gesellschaftlich beliebten Persönlichkeiten zählen. Im übrigen kommen seine Beobachtungen wohl auf daselbe hinaus, was die gewöhnliche Erfahrung lehrt, daß nämlich die Frauen im allgemeinen einen feineren Geruch und die Männer einen feineren Geschmack besitzen, wobei letzterer — natürlich! — nur in seiner eigentlichen Bedeutung zu verstehen ist.

Humor.

Von einem berühmten, jetzt verstorbenen Schauspieler wird erzählt, daß er nicht zu bewegen war, Medizin zu nehmen. Sein medizinischer Ratgeber mußte immer zu einer Kriegsliste greifen, wenn er es für angezeigt hielt, ihm eine Dosis einzuverleiben.

In einem Schauspiel wird der Held verurteilt, im Kerker einen Becher Gift zu trinken. Unser Schauspieler, der eines Abends die Rolle des Helden spielen mußte, hatte vorher Anweisung gegeben, daß der Becher mit altem Portwein gefüllt werde. Wer beschreibe aber seinen Schrecken, als er den Becher an den Mund führt und bemerkt, daß er einen Aufguss von Sennesblättern enthält. Ihn auf offener Bühne wegzuschleudern, konnte nicht in Frage kommen, denn er mußte, so schrieb es die Rolle vor, den Becher, nachdem er ihn geleert hatte, umkehren, um seinen Verfolgern zu zeigen, daß er ihn bis zum letzten Tropfen ausgekostet hatte.

Wie ein echter tragischer Held schluckte er den Inhalt hinunter, aber er hat seinem Arzte diesen Streich nie vergeben, wie sich bei seinem Tode herausstellte. Denn er starb, ohne die Rechnung des Doktors bezahlt zu haben.

Gemeinnütziges.

Einiges zum „Aufreischen“. Um Handschuhe zu reinigen, nimmt man Lappen und stopft die Schuhe gut und gleichmäßig steif aus, dann nimmt man einen reinen leinenen Lappen, taucht ihn in rektifizierten Terpentin und reibt die schmutzigen Stellen immer gut nach dem Faden, daß der Stoff nicht zerreißt oder sich verschleibt. Lackschuhe oder solche von feinem Glanzleder schält man vor dem Bräutigamwerden wenn man sie mit reinem ungesalzener Schweinefett oder ungesalzener Butter einreibt. Das Leder muß jedoch vorher mit einem feuchten Schwämmchen bestrichen werden, um das Durchschlagen des Fettes zu verhüten. Casse ist ungewöhnlich, da es das Leder hart und spröde macht. Sind die Schuhe schmutzig, so werden sie mit etwas Milch gereinigt, und, noch feucht, mit besagtem Fett blank gerieben. Das Reinigen der weißen Atlaschuhe. Man reibt dieselben zuerst mit in Weingeist getauchter Baumwolle und dann mit trockener Baumwolle nochmals ab. Um weiße oder hellfarbige Glacéhandschuhe zu reinigen, trinkt man sie vollständig mit Kristallwasser, breitet sie sogleich auf einen reinen Tisch aus und reibt sie mit alter reiner Leinwand Strich für Strich trocken, worauf man dem Handschuh, auf die Hand oder passende Form gezogen, durch weiteres tüchtiges Abreiben wieder Glanz gibt. Nachdem die Handschuhe einige Stunden der frischen Luft ausgesetzt worden, wird der Geruch verschwinden.